

НАЗЕВУОН ЗАВОДАС-ИДЭЛ  
КОЛЛЕКЦИОНА

ПОЛИТИЧЕСКАЯ  
КОЛЛЕКЦИОНА

Издательство

Ленинград

1957

1

VOL. 4  
JEAN-JACQUES  
ROUSSEAU

# KULTURKRITISCHE UND POLITISCHE SCHRIFTEN

in zwei Bänden

1  
BIBLIOTHEK DER  
UNIVERSITÄT  
BERLIN

Man der Pariser Genes und Fortschritt, obwohl sein Cha-  
rakterbild in der Geistesgeschichte von der Genes gilt  
das Schlüsselwort unserer Tage. Wie kein  
anderer Autor des Jahrhunderts der Aufklärung ist Rousseau, des-  
sen Denken in der europäischen Philosophie eine strategi-  
sche Position einnimmt, an der sich die geistesgeschicht-  
lichen Auseinandersetzungen des 18. Jahrhunderts gebildet haben.  
Rousseau ist ein Philosoph, der sich nicht nur als  
historische schreibende Intellektuelle, sondern als  
Denker hat. Bis auf den heutigen Tag ist er ein  
bild und Fortschritt kritischer Politik, die die  
Lagen. Zu dieser Auffassung gehören Victor Klemperer, der  
schonmalige Autor von LTT, im vierten Jahre der Nachkriegszeit.  
Ein Später des Fachismus also, das zwischen Rousseau und den  
Verstehen in Hitlerdeutschland einen Zusammenhang sieht.  
Fast selbst am Ausgang der fünfziger Jahre. Als er die Arbeit an  
seiner Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert  
mit dem Rousseau gewidmeten Band fortsetzt und ihn publiziert,  
dann kam es, bei Klemperer von dieser Auffassung nicht zurück,  
gewonnen.

Rousseau war der bedeutendste Theoretiker und politische  
Ideologe des revolutionären Kleinbürgerturns und der phib-  
schen Schichten vor der Französischen Revolution, verachtet  
dagegen das 1952 im Dietz-Verlag Berlin erschienene Philoso-  
phielexikon. Es ist nicht nur ein Denkmal, sondern ein  
Zuge finden sich in jenen Schriften Rousseaus, die unmit-  
telbar

RÜTTEN & LOENING  
BERLIN

- chenvater die Verse der *Aeneis*, VI, 820, über Brutus zitiert und dann den Widerspruch zwischen Vaterlandsliebe und Menschlichkeit herausstellt.
- 543 *ein Wunder, das nur durch unerwarteten Enthusiasmus ... geschehen konnte* — Gemeint sind die Gesetze des Lykurg.
- 544 *Marcus Antonius* — Mark Aurel, von 161 bis 180 römischer Kaiser, ein »Weiser auf dem Thron«, dessen *Selbstbetrachtungen* ein vielgelesenes Dokument stoischer Resignation bildeten.
- 546 *Sie fragen, meine Herren, welches Volk einmal das glücklichste gewesen ist* — Ein Brief Rousseaus vom 29. April 1762 an V. von Tscherner erhielt, daß das Fragment in jenem Jahr entstanden ist. Rousseau wendet sich an die Mitglieder der Ökonomischen Gesellschaft in Bern und versucht jene der vier auf einem Fragebogen enthaltenen Fragen zu beantworten, die ihm die wichtigste schen.
- 548 *die glücklichste Nation ist die, die am ehesten ohne alle anderen auskommen kann* — vgl. *Gesellschaftsvertrag*, Zweites Buch, X.
- 553 *wie ich es zuvor tat* — in der *Abhandlung über die Wissenschaften* und den Antworten an Stanislaw und Bordes.
- 555 *haben sich in unseren Tagen zwei Männer ... in den Sinn kommen lassen* — Einer der beiden dürfte der Bankier R. Cantillon sein, der große Vermittler der englischen Ökonomie des 17. Jahrhunderts an die französische Schule des 18. Jahrhunderts, dessen um 1725 geschriebener *Essai sur la nature du commerce en général* zwar erst 1755 im Druck erschien, in Manuscriptform aber schon vor 1750 in England und Frankreich zirkulierte und zitiert wurde.
- 559 *der erste Ecu ist unendlich viel schwerer zu erlangen als die zweite Milion* — Eine ganz ähnliche Formulierung findet sich in der *Abhandlung über die Politische Ökonomie*, S. 370.
- 563 *Ich habe zum Ende dieses Artikels* — Das Fragment sollte zunächst den Enzyklopädie-Artikel über politische Ökonomie beschließen.
- 564 *Findelkinder* — Die Statistik verrät, daß Rousseau das Problem der Findelkinder nicht mehr losließ.
- 565 *Um erfolgreich die Geschichte des Menschengeschlechts zu verfolgen* — Der Text entstand während der Arbeit an den Anmerkungen zur *Abhandlung über die Ungleichheit* und weist enge Bezüge zu Kapitel IX des *Essays* über *den Ursprung der Sprachen* auf.
- 571 *das Buch des Abbé Dubos* — *Réflexions critiques sur la poésie et sur la peinture* (1719), das Zitat aus Band 2, S. 261.
- 582 *Geschichte Lakedaimoniens* — Das Fragment scheint ein sehr früher Versuch Rousseaus zu sein, der sich einen Gegenstand sucht, an den »sich noch kein Moderner gewagt hat«.
- 599 *Vergleiche Mandelstjo* — Jean-Albert Mandelstjo, *Relation du voyage d'Adam Olearius en Moscovie, Tartarie et Perse* (1659).

## INHALT

Martin Fontius: Von akademischen Preisschriften zu Verfassungsentwürfen — Rousseaus Auseinandersetzungen mit der Gesellschaft	5
Von der Akademie zu Dijon	
im Jahre 1750 preisgekrönte Abhandlung	
über die von dieser Akademie aufgeworfene Frage,	
ob die Wiederherstellung	
der Wissenschaften und der Künste	
zur Läuterung der Sitten beigetragen habe	
Von einem Bürger Genfs	
<i>Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon, en l'année 1750, sur cette question:</i>	
<i>proposée par la même Académie:</i>	
<i>Si le rétablissement des sciences et des arts</i>	
<i>a contribué à épurer les mœurs</i>	
<i>Par un citoyen de Genève</i>	
Deutsch von Karlheinz Barck	
Vorwort	51
Abhandlung	53
Erster Teil	55
Zweiter Teil	67

Brief an Herrn Abbé Raynal . . . . .	83
<i>Lettre à Monsieur l'Abbé Raynal</i>	
Deutsch von Lore Judd	
Bemerkungen von Jean-Jacques Rousseau aus Genf zur	
Antwort auf seine Abhandlung . . . . .	87
<i>Observations de Jean-Jacques Rousseau, de Genève, sur la</i>	
<i>réponse qui a été faite à son Discours</i>	
Deutsch von Lore Judd	
Brief von Jean-Jacques Rousseau aus Genf an Herrn	
Grimm, über die Widerlegung seiner Abhandlung durch	
Herrn Gauthier . . . . .	112
<i>Lettre de Jean-Jacques Rousseau, de Genève, à M. Grimm,</i>	
<i>sur la réfutation de son Discours par M. Gauthier</i>	
Deutsch von Lore Judd	
Letzte Antwort des Genfers Jean-Jacques Rousseau . . . . .	125
<i>Dernière réponse de Jean-Jacques Rousseau, de Genève</i>	
Deutsch von Brigitte Burmeister	
Brief des Genfers Jean-Jacques Rousseau über eine erneute	
Widerlegung seiner Abhandlung durch ein Mitglied der	
Akademie zu Dijon . . . . .	153
<i>Lettre de Jean-Jacques Rousseau, de Genève, sur une nou-</i>	
<i>velle réfutation de son Discours, par un académicien de</i>	
<i>Dijon</i>	
Deutsch von Brigitte Burmeister	
Vorrede zu <i>Narcisse</i> . . . . .	160
<i>Narcisse, ou l'Amant de lui-même (Préface)</i>	
Deutsch von Henning Ritter	
Vorwort zu einem zweiten Brief an Bordes . . . . .	178
<i>Préface d'une seconde lettre à Bordes</i>	
Deutsch von Brigitte Burmeister	

Abhandlung	
über den Ursprung und die Grundlagen	
der Ungleichheit unter den Menschen	
Von Jean-Jacques Rousseau, Bürger von Genf	
<i>Discours</i>	
<i>sur l'origine et les fondements de l'inégalité</i>	
<i>parmi les hommes</i>	
<i>Par Jean-Jacques Rousseau, citoyen de Genève</i>	
Deutsch von Brigitte Burmeister	
Der Republik zu Genf . . . . .	185
Vorwort . . . . .	197
Hinweis zu den Anmerkungen . . . . .	204
Abhandlung . . . . .	205
Erster Teil . . . . .	209
Zweiter Teil . . . . .	241
Anmerkungen . . . . .	275
Fragment eines Entwurfes zur Abhandlung über die	
Ungleichheit . . . . .	316
Antwort an Voltaire . . . . .	319
<i>Réponse à Voltaire</i>	
Deutsch von Brigitte Burmeister	
Brief von Jean-Jacques Rousseau an Herrn Philopolis . . . . .	323
<i>Lettre de Jean-Jacques Rousseau à M. Philopolis</i>	
Deutsch von Brigitte Burmeister	
Antwort an einen Naturforscher . . . . .	331
<i>Réponse à un naturaliste</i>	
Deutsch von Brigitte Burmeister	

Abhandlung	335
über die Politische Ökonomie	
<i>Discours</i>	
<i>sur l'économie politique</i>	
Deutsch von Heinz Hohenzwald	

Vom Gesellschaftsvertrag	
oder Prinzipien des Staatsrechts	
Von Jean-Jacques Rousseau, Bürger von Genf	
<i>Du contrat social</i>	
ou <i>Principes du droit politique</i>	
<i>Par Jean-Jacques Rousseau, citoyen de Genève</i>	
Deutsch von Vincent von Wroblewsky	

Vorbemerkung	381
Erstes Buch	
I. Kapitel . Das Thema dieses ersten Buches	382
II. Kapitel . Von den ersten Gesellschaften	383
III. Kapitel . Vom Recht des Stärkeren	385
IV. Kapitel . Von der Sklaverei	386
V. Kapitel . Daß man immer zu einer ersten Über-	
einkunft zurückgehen muß	390
VI. Kapitel . Vom Gesellschaftsvertrag	391
VII. Kapitel . Vom Souverän	393
VIII. Kapitel . Vom Gesellschaftszustand	396
IX. Kapitel . Vom Sacheigentum	397
Zweites Buch	
I. Kapitel . Die Souveränität ist unveräußerlich	400
II. Kapitel . Die Souveränität ist unteilbar	401
III. Kapitel . Ob der Gemeinwille irren kann	403
IV. Kapitel . Von den Grenzen der souveränen Macht	404
V. Kapitel . Vom Recht über Leben und Tod	408
VI. Kapitel . Vom Gesetz	410

VII. Kapitel . Vom Gesetzgeber	413
VIII. Kapitel . Vom Volk	417
IX. Kapitel . Fortsetzung	419
X. Kapitel . Fortsetzung	421
XI. Kapitel . Von den verschiedenen Systemen der	
Gesetzgebung	424
XII. Kapitel . Einteilung der Gesetze	426

Drittes Buch	
I. Kapitel . Von der Regierung im allgemeinen	428
II. Kapitel . Vom Prinzip, das den verschiedenen	
Regierungsformen zugrunde liegt	433
III. Kapitel . Einteilung der Regierungen	436
IV. Kapitel . Von der Demokratie	437
V. Kapitel . Von der Aristokratie	439
VI. Kapitel . Von der Monarchie	441
VII. Kapitel . Von den gemischten Regierungen	446
VIII. Kapitel . Nicht jede Regierungsform ist für jedes	
Land geeignet	448
IX. Kapitel . Von den Merkmalen einer guten	
Regierung	453
X. Kapitel . Vom Mißbrauch der Regierung und	
ihrer Neigung zu degenerieren	454
XI. Kapitel . Vom Tod des politischen Körpers	457
XII. Kapitel . Wie sich die souveräne Autorität	
aufrechterhält	458
XIII. Kapitel . Fortsetzung	460
XIV. Kapitel . Fortsetzung	461
XV. Kapitel . Von den Abgeordneten oder Vertretern	462
XVI. Kapitel . Daß die Einsetzung der Regierung kein	
Vertrag ist	465
XVII. Kapitel . Von der Einsetzung der Regierung	467
XVIII. Kapitel . Mittel, Usurpationen der Regierung	
vorzubeugen	468
Viertes Buch	
I. Kapitel . Daß der Gemeinwille unzerstörbar ist	471
II. Kapitel . Vom Stimmrecht	473

III. Kapitel · Von den Wahlen . . . . .	476
IV. Kapitel · Von den römischen Komiten . . . . .	478
V. Kapitel · Vom Tribunat . . . . .	488
VI. Kapitel · Von der Diktatur . . . . .	490
VII. Kapitel · Von der Zensur . . . . .	493
VIII. Kapitel · Von der Bürgerreligion . . . . .	495
IX. Kapitel · Schluß . . . . .	505

## Politische Fragmente

*Fragments politiques*

Deutsch von Heinz Hohenwald

I [Einführung] . . . . .	509
II [Über den Naturzustand] . . . . .	511
III [Über den Gesellschaftsvertrag] . . . . .	518
IV [Über die Gesetz] . . . . .	527
V [Über die Ehre und die Tugend] . . . . .	537
VI [Über das öffentliche Glück] . . . . .	545
VII [Der Luxus, der Handel und die Künste] . . . . .	552
VIII [Ökonomie und Finanzen] . . . . .	561
IX [Über die Bevölkerung] . . . . .	563
X [Der Einfluß des Klimas auf die Zivilisation] . . . . .	565
XI [Über das Vaterland] . . . . .	571
XII [Vergleich zwischen den Republiken Sparta und Rom] . . . . .	575
XIII [Geschichte Lakedaemoniens] . . . . .	582
XIV [Fragmente alter Geschichte] . . . . .	588
XV [Über den Adel] . . . . .	591
XVI [Über die Sitten] . . . . .	593

## Anhang

Anmerkungen . . . . .	603
-----------------------	-----

werden fast nichts von ihrer Kraft verloren haben. Streichen wir aus der Schrift des Herrn Gauthier alles, was die Frage in ihrem Kern nicht berührt; es wird nichts von ihr übrigbleiben.

Ich schreibe daraus nach wie vor, daß man Herrn Gauthier nicht antworten muß.

Paris, an diesem ersten November 1751

LETZTE ANTWORT  
DES GENEFERS JEAN-JACQUES ROUSSEAU

*Ne, dum tacemus, non verecundiae  
sed differentiae causa tacere videmur.*

Cyprian. contra Demet.

Mit größter Abneigung unterhalte ich müßige Leser, die sich sehr wenig um die Wahrheit scheren, mit meinen Disputen. Aber die Art, in der man die Wahrheit angegriffen hat, zwingt mich, nochmals ihre Verteidigung zu ergreifen, damit mein Schweigen nicht von der Menge als Eingeständnis noch von den Philosophen als Verachtung ausgelegt wird.

Ich muß mich wiederholen, das weiß ich wohl, und das Publikum wird es mir nicht verzeihen. Doch die Klugen werden sagen: Dieser Mann braucht nicht ständig nach neuen Argumenten zu suchen, was die Stichhaltigkeit der seinen beweist.<sup>1</sup>

Weil meine Angreifer es nie versäumen, vom Gegenstand abzukommen und die wesentlichen Unterscheidungen zu übergehen, die ich getroffen habe, muß man sie stets wieder darauf zurückführen und den meisten Menschen immer als solche gelten werden. Man sage einem einfachen Mann, daß uns die Sonne im Winter näher ist als im Sommer, daß sie schon untergegangen ist, während wir sie noch sehen — und er wird einen nachdenklichen Menschen waren immer am schnellsten bereit, gegen mich Partei zu ergreifen. Die echten Philosophen urteilen weniger überstürzt, und wenn mir die Ehre zuteil wurde, einige Anhänger gewonnen zu haben, dann unter diesen Bevor ich mich zu meinem Gegenstand äußerte, habe ich lange und gründlich über ihn nachgedacht und versucht, ihn von allen seinen Seiten zu betrachten. Ich bezweifle, daß irgendeiner meiner Gegner von sich dasselbe sagen kann. Zumindest entdecke ich in ihren Schriften nicht jene lichten Wahrheiten, die durch ihre Evidenz nicht weniger beeindruckend als durch ihre Neuheit und die stets das Ergebnis und der Beweis hinreichenden Nachdenkens sind. Ich wage zu behaupten, daß man nie einen vernünftigen Einwand gegen mich erhoben hat, den ich nicht vorhergesehen und auf den ich nicht im voraus geantwortet hätte. Deshalb also bin ich gezwungen, immer dasselbe zu wiederholen.

rückführen. Hier also eine Zusammenfassung der Ansichten, die ich vertreten habe und vertreten werde, solange ich kein anderes Anliegen verfolge als die Wahrheit.

Die Wissenschaften sind das Meisterwerk des Geistes und der Vernunft. Die Nachahmungsgabe hat die schönen Künste hervorgebracht, die Übung hat sie vervollkommen. Den mechanischen Künsten verdanken wir eine Vielzahl nützlicher Erfindungen, die zum Reiz und zu den Annehmlichkeiten des Lebens beigetragen haben. Das sind Wahrheiten, denen ich gewiß von Herzen gern zustimme. Doch betrachten wir nun all diese Kenntnisse und Fähigkeiten im Zusammenhang mit den Sitten.<sup>1</sup>

Wenn sich Wesen von himmlischem Geist der Wissenschaften annähmen, ginge daraus nur Gutes hervor; dasselbe behaupte ich von den großen Männern, die dazu bestimmt sind, die anderen zu führen. Der weise und tugendhafte Sokrates gereichte der Menschheit zur Ehre; jedoch die Fehler der gewöhnlichen Menschen verderben die erhabensten Kenntnisse und machen sie zu einem Verhängnis für die Völker. Die Bösen entwickeln daraus viele schädliche Dinge, und den Guten sind sie kaum von Vorteil. Wäre in Athen niemand außer Sokrates aufs Philosophieren verfallen, hätte nicht das Blut eines Gerechten nach Stühne am Vaterland der Wissenschaften und Künste geschrien?<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Die Kenntnisse machen die Menschen mild, sagt jener berühmte Philosoph, dessen immer tiefesinniges und mitunter erhabenes Werk ganz von Menschenliebe durchdrungen ist. Nie hat man Stiehaltereres zugunsten der Bildung vorgebracht, als er mit diesen wenigen Worten und, was selten ist, ohne Schwulst gesagt hat. Es stimmt, die Kenntnisse machen die Menschen mild, aber die Milde, lebenswerteste aller Tugenden, ist bisweilen auch eine Schwäche. Die Tugend ist nicht immer mild; sie weiß sich zur rechten Zeit mit Strenge gegen das Laster zu wappnen, sie lodert vor Empörung über das Verbrechen.

*Und der Gerechte vermag dem Bösen nie zu verzehren.*

Es war eine sehr kluge Antwort, die ein lakradamionischer König denen gab, die in seiner Gegenwart die außergewöhnliche Güte seines Kollegen Charillus rühmten. *Wie sollte er denn gut sein*, gab er zurück, *ohne furchtbar zu den Bösen zu sein?* Brutus war kein milder Mann, doch wer hätte die Stirn, zu behaupten, daß er nicht tugendhaft war? Im Gegensteil, es gibt feige und kleimütige Seelen ohne Feuer noch Wärme, die mild nur aus Gleichgültigkeit gegenüber Gut und Böse sind. Dies ist die Milde, die der Geschmack an Bildung den Völkern einflößt.

<sup>2</sup> Es hat Sokrates das Leben gekostet, daß er genau dasselbe sagte wie ich. In dem Prozeß, der ihm gemacht wurde, vertrat einer seiner Ankläger die Sache der

Es ließe sich die Frage prüfen, ob der Besitz von Wissenschaften für die Menschen vorteilhaft wäre, vorausgesetzt, daß das, was sie so nennen, seinen Namen tatsächlich verdiente. Doch ist es verrückt, zu behaupten, daß die Trugbilder der Philosophie, die Irrtümer und Lügen der Philosophen jemals zu irgend etwas gut sein könnten. Werden wir stets auf Worte hereinfallen? Werden wir nie begreifen, daß Studien, Kenntnisse, Wissen und Philosophie nur eitle Götzenbilder sind, von menschlicher Hoffart errichtet und der pompösen Namen höchst unwürdig, die diesen verlieht?

In dem Maße, wie sich der Geschmack an solchen Nichtigkeiten in einem Volk ausbreitet, verliert es den an echten Tugenden, denn es ist bequemer, sich durch Geschwätz hervorzutun als durch gute Sitten, sobald man davon unbunden ist, rechtschaffen zu sein, wenn man nur angenehm zu sein weiß.

Je verderbter im Inneren, desto mehr auf Äußerlichkeiten bedacht!<sup>1</sup> so bringt eine gepflegte Bildung unmerklich das geschliffene Benehmen hervor, und derselben Quelle entspringt auch der gute Geschmack. Da der öffentliche Beifall der höchste Preis literarischer Arbeit ist, werden die, die sich mit ihr befassen, natürlich auf Mittel sinnen zu gefallen, und ihre Überlegungen sind es, die auf die Dauer den Stil formen, den Geschmack verfeinern und überall Anmut und Höflichkeit verbreiten. Alle diese Dinge mögen, wenn man so will, die Tugend ergänzen, nie aber wird man behaupten können, sie seien die Tugend, und selten sind sie mit ihr verknüpft. Immer wird der Unterschied darin bestehen, daß, wer sich nützlich macht, für die anderen arbeitet, und wer Künstler, ein anderer die der Redner, ein dritter die der Dichter und alle vorgehlich die der Götter. Die Dichter, Künstler, Fanatiker und Rhetoren siegten, Sokrates starb. Ich fürchte, daß ich meinem Jahrhundert zuviel Ehre erwiesen habe, als ich behauptete, heutzutage hätte Sokrates den Schierlingsbecher nicht geleert.

<sup>1</sup> Jedemal, wenn ich der Aufführung einer Komödie von Molière beiwohne, bewundere ich das Feingefühl der Zuschauer. Ein etwas zu freies Wort, ein eherderber als obszöner Ausdruck, alles verletzt ihre keuschen Ohren. Ich bin ganz sicher, daß sich die Allerverdorbensten stets am meisten entrüsten. Könnte irgend jemand glauben, daß ein Vergleich zwischen den Sitten zur Zeit Molières und in unserem Jahrhundert zu dessen Gunsten ausfiele? Ist die Phantasie einmal beschmutzt, wird ihr alles zum Anlaß der Entrüstung; wenn man nichts Gutes mehr besitzt als den äußeren Anschein, ist man doppelt darauf bedacht, ihn zu wahren.

einzig danach trachtet, sich angenehm zu machen, bloß etwas für sich selbst tut. Der Schmeichler zum Beispiel scheut keine Mühe zu gefallen, und doch richtet er nur Übel an.

Eitelkeit und Mißbilligung, aus denen unsere Kenntnisse hervorgegangen sind, haben auch den Luxus erzeugt. Das Gefallen am Luxus geht stets mit dem an der Bildung einher, und das Gefallen an der Bildung begleitet oftmals den Hang zum Luxus.<sup>1</sup> Alle diese Dinge leisten einander treue Gesellschaft, sind sie doch denselben menschlichen Fehlern entsprungen.

Sollte die Erfahrung mit solch nachgewiesenen Ansichten nicht übereinstimmen, müßte man nach den besonderen Gründen dieser Diskrepanz suchen. Doch ist die Grundidee meiner Darlegungen selbst eine Frucht langen Nachdenkens über die Erfahrung, und um zu erkennen, in welchem Maße diese meine Annahmen bestätigt, braucht man nur das Buch der Weltgeschichte aufzuschlagen.

Die ersten Menschen waren höchst unwissend. Wie aber könnte man behaupten, sie seien schlecht gewesen, wo damals doch die Quellen der Sittenverderbnis noch nicht erschlossen waren?

In der Finsternis der alten Zeiten und der Schlichtheit der alten Völker erblickt man, bei mehreren von ihnen, hohe Tugenden, vor allem Sittenstrenge, ein unfehlbares Zeichen ihrer Reinheit, Aufrichtigkeit, Gastfreundschaft, Gerechtigkeit und, was sehr wichtig ist, einen tiefen Abscheu vor der Ausschweifung.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Man hat mir gelegentlich den asiatischen Luxus entgegengehalten, nach derselben Logik, der zufolge man mir die Laster der ungebildeten Völker vorhält. Aber das Unglück, das meine Gegner verfolgt, will's, daß sie sich sogar in den Fakten irren, die nichts gegen mich beweisen. Ich weiß sehr wohl, daß die Völker des Orients nicht weniger unwissend sind als wir, aber das hindert nicht, daß sie genauso eitel sind und beinahe ebenso viele Bücher produzieren wie wir. Die Tugenden, unter ihnen allen noch diejenigen, die die Literatur am wenigsten pflegen, zählen gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts fünf- und sechszig klassische Dichter zu den Ihren.

<sup>2</sup> Ich habe nicht die geringste Absicht, mich bei den Frauen einzuschmeicheln. Ich bin einverstanden, daß sie mich mit dem von unseren galanten Philosophen so gefürchteten Beinamen eines Schulmeisters ehren. Ich bin groß, griesgrämig, ungeböhrt aus Prinzip, und ich brauche keine Lobredner. So sage ich die Wahrheit, wie es mir gefällt.

Mann und Frau sind dazu bestimmt, einander zu lieben und sich zu verein-

Nährboden aller übrigen Laster. Also sind Tugend und Unwissenheit nicht unvereinbar.

Gleichwohl ist die Tugend nicht immer die Gefährtin der Unwissenheit, denn mehrere sehr unwissende Völker waren sehr lasterhaft. Die Unwissenheit steht weder dem Guten noch dem Bösen im Wege, sie ist lediglich der natürliche Zustand des Menschen.<sup>1</sup>

Dasselbe läßt sich von der Wissenschaft nicht sagen. Alle gebildeten Völker sind verdorben, und dies schon spricht unbarmherzig gegen sie. Weil aber die Vergleiche von Volk zu Volk schwierig sind, weil man dabei eine Vielzahl von Dingen berücksichtigen muß und sie immer irgendwo ungenau bleiben, geht man sehr viel sicherer, wenn man die Geschichte ein und desselben

gen. Aber über diese rechtens vollzogene Vereinigung hinaus wird jeder Liebesverkehr zwischen ihnen zur fihlen Quelle von Unordnungslosigkeit in Gesellschaft und Moral. Es ist gewiß so, daß die Frauen Ehre und Rechtschaffenheit unter uns wiederherstellen könnten, doch sie verschmähen es, aus den Händen der Tugend eine Herrschaft entgegenzunehmen, die sie einzig ihren Reizen verdanken wollen. So richten sie nur Unheil an, und oft empfangen sie selbst die Strafe für diese ihre Wahl. Man begreift schwerlich, wie innerhalb einer so reinen Religion die Keuschheit zu einer niederen und mönchischen Tugend werden konnte, geeignet, jeden Mann und, ich möchte sagen, beinahe jede Frau lächerlich zu machen, die es wagen, sich ihr zu verschreiben, wohingegen die männliche Tugend bei den Heiden allgemein geachtet, als Eigenschaft der großen Männer angesehen und an den berühmtesten Helden bewundert wurde. Ich kann drei von ihnen nennen, mit denen es niemand sonst aufzunehmen vermöchte und die alle, ohne Beihilfe der Religion, denkwürdige Beispiele von Enthaltsamkeit geliefert haben: Kyros, Alexander und der junge Scipio. Unter all den Schätzen, die in der Baräensammlung des Königs aufbewahrt sind, möchte ich nur den Silberschild sehen, der Scipio von den Völkern Spaniens überreicht wurde und in den sie den Triumph seiner Tugend hatten eingravieren lassen. So gebührte es den Römern, andere Völker zu unterwerfen: durch die Verehrung, die man ihren Sitten schuldete, nicht weniger als durch die Kraft ihrer Waffen; so auch wurde der Stamm der Falisker unterjocht und Pyrrhus, nach seinem Sieg, aus Italien vertrieben.

Ich entsinne mich, irgendwo gelesen zu haben, daß der Dichter Dryden einem jungen englischen Edelmann eine recht gute Antwort gab, als dieser ihm vorhielt, in einer seiner Tragödien gefalle sich Cleomenes darin, im traulichen Beisprache mit seiner Geliebten nur zu plaudern, statt etwas seiner Liebe Angenehmes zu unternehmen. Wenn ich bei einer Schönen bin, sagte der junge Lord, weiß ich meine Zeit besser zu nutzen. Das glaube ich, erwiderte Dryden, aber damit bekennen Sie mir, kein Held zu sein.

<sup>1</sup> Ich kann nicht umhin zu lachen, wenn ich erlebe, daß wer weiß wie viele höchst gelehrte Männer, die mich mit ihrer Kritik beehren, mir stets die Laster



Volkes verfolgt, dabei den Fortschritt seiner Kenntnisse mit der Umwälzung seiner Sitten vergleicht. Eine solche Untersuchung nun führt zu dem Ergebnis, daß die gute Zeit, die Epoche der Tugend eines jeden Volkes, die seiner Unwissenheit war und daß es in dem Maße, wie es wissend, kunstfertig und philosophisch wurde, seine Sittlichkeit und Rechschaffenheit verlor und in dieser Hinsicht auf die Stufe der unwissenden und lasterhaften Völker zurückfiel, die der Menschheit Schande bereiten. Wenn man sich auf die Suche nach Unterschieden versteinen will, so würde ich einen sehen, nämlich den: daß alle barbarischen Völker, selbst die, die ohne Tugend sind, stets jedoch die Tugend ehren, wohingegen kraft des Fortschrittes die wissenden und philosophischen Völker schließlich dahin gelangen, sie ins Lächerliche zu ziehen und zu verachten. Ist eine Nation an diesem Punkt angekommen, dann kann man sagen, daß ihre Verdorbenheit den Gipfel erreicht hat und auf Abhilfe nicht mehr zu hoffen ist.

Dies ist in großen Zügen, was ich vorgebracht und bewiesen zu haben glaube. Werfen wir nun einen Blick auf die Lehrrmeinung, die man mir entgegenhält.

»Die Menschen sind von Natur aus schlecht; so waren sie schon vor der Entstehung der Gesellschaft, und überall dort, wo das Wissen sein Licht nicht hingetragten hat, sind die Völker, einzig den *Krieffen des Instinkts* ausgeliefert, wie Löwen und Bären zu einem rein animalischen Leben gezwungen, in Barbarei und Elend steckengeblieben.

In den alten Zeiten waren es allein die Griechen, die dachten und sich *durch den Geist* zu dem *emporbildeten*, was ein Volk empfehlenswert macht. Philosophen formten seine Sitten und gaben ihm die Gesetze.

Sparta hingegen war gegebenenmaßen und aus eigenem Entschluß arm und ungebildet; seine Gesetze wiesen schwerwiegende Mängel auf, seine Bürger neigten stark dazu, sich irrende Menge unwissender Völker entgegenhalten, als ob das irgend etwas mit der Sache zu tun hätte. Denn sollte daraus, daß die Wissenschaft unweigerlich das Laster hervorbringt, folgen, daß die Unwissenheit notwendigerweise zur Tugend führt? Solche Argumentation mag für die Rhetorik taugen oder für die Kinder, durch die man mich in meinem Land hat widerlegen lassen; die Philosophen aber müssen auf andere Weise schluffolgern.

führen zu lassen. Seine Größe war nicht sicher gegründet, rasch verlor es seine Ordnung, seine Gesetze und Sitten.

Auch Athen und Rom verfielen. Das eine mußte dem Aufstieg Makedoniens weichen, das andere ging an seiner eigenen Größe zugrunde, da die Gesetze einer kleinen Stadt nicht geeignet waren, die Welt zu regieren. Wenn also zuweilen der Ruhm der großen Reiche nicht so lange dauert wie der ihrer Kultur, dann heißt dies, daß er auf seinem Höhepunkt war, als Literatur und Philosophie in Blüte standen, und daß es das Los menschlicher Einrichtungen ist, nicht lange in demselben Zustand zu verharren. Auch wenn man einräumt, daß der Verfall der Gesetze und Sitten auf jene großen Geschehnisse Einfluß nahm, muß man deshalb keineswegs zugestehen, daß die Wissenschaften und Künste ihren Anteil daran hatten, denn es läßt sich im Gegenteil beobachten, daß ihr Aufschwung und Verfall stets im Verhältnis zu Glück und Niedergang der Reiche steht.

Diese Wahrheit wird durch die jüngste Erfahrung bestätigt, die zeigt, wie in einer ausgedehnten und mächtigen Monarchie das Gedeihen des Staates, die Pflege der Wissenschaften und Künste, die kriegerische Tüchtigkeit alle zugleich am Glanz und an der Größe des Reiches mitwirken.

Unsere Sitten sind die besten, die man haben kann; zahlreiche Laster sind bei uns geächtet, und die uns verbleiben, gehören nun einmal zum Menschsein, die Wissenschaften haben nichts damit zu tun.

Auch der Luxus hat nichts mit ihnen gemein; daher darf man nicht ihnen die Mißstände zuschreiben, die er verursachen kann. Im übrigen ist Luxus in großen Staaten notwendig; dort nützt er mehr, als er schadet; er ist gut dazu, müßige Bürger zu beschäftigen und den Armen Brot zu bringen.

Die Höflichkeit muß man eher zu den Tugenden als den Lastern zählen, hindert sie doch die Menschen, sich so zu zeigen, wie sie sind — eine Vorsichtsmaßnahme, die höchst angebracht ist, um die Menschen einander erträglich zu machen.

Die Wissenschaften haben selten das Ziel erreicht, das sie sich stellen, aber wenigstens legen sie es darauf an. Man kommt nur langsam und schrittweise in der Erkenntnis der Wahrheit voran, was nicht hindert, daß man einige Fortschritte dabei macht.

Und wenn es schließlich stimmte, daß Wissenschaften und Künste den Mut verweichlichen, wären die unendlichen Güter, die sie uns verschaffen, nicht immer noch jener barbarischen und wilden Tugend vorzuziehen, die die Menschheit erzittern läßt?« Ich übergehe die unnütze und pompöse Aufzählung all dieser Vorteile, und um mit dem letzten Punkt und einem Geständnis zu beginnen, das vielen leerem Geschwätz vorzubeugen vermag, erkläre ich ein für allemal, daß, wenn irgend etwas die Zerstörung der Sitten aufwiegen könnte, ich bereit wäre, den Wissenschaften zuzugestehen, daß sie mehr Gutes bringen als Unheil anrichten. Kommen wir nun zu dem übrigen.

Ich könnte, ohne viel zu riskieren, all das Gesagte als erwiesen voraussetzen, da unter so vielen und derart forsch vorgebrachten Behauptungen nur ganz wenige sind, die den Grund der Frage berühren, und noch weniger, aus denen sich irgendein tauglicher Schluß gegen meine Ansicht ziehen ließe, wobei selbst diese wenigen größtenteils nur neue Argumente zu meinen Gunsten liefern würden, falls meine Sache ihrer bedürfte.

Denn wären 1. die Menschen tatsächlich von Natur aus schlecht, könnte es, wenn man so will, geschehen, daß die Wissenschaften in ihren Händen irgend etwas Gutes zustande brächten, doch ist ganz sicher, daß sie dann sehr viel mehr Unheil anrichten würden: Rasenden darf man keine Waffen in die Hand geben.

2. Wenn die Wissenschaften selten ihr Ziel erreichen, dann wird auf diesem Wege stets sehr viel mehr Zeit vergeudet als sinnvoll genutzt. Und wäre es wahr, daß wir die besten Methoden gefunden haben, blieben die meisten unserer Anstrengungen doch so lachhaft wie das Unternehmen eines Mannes, der, in der Gewißheit, genau der Senkreehen zu folgen, einen Schacht bis zum Mittelpunkt der Erde treiben wolle.

3. Man soll uns nicht soviel Furcht vor dem rein animalischen Dasein einjagen noch es für den schlimmsten Zustand halten, in den wir geraten können, denn es wäre immer noch besser, einem Lamm zu gleichen als einem bösen Engel.

4. Die Griechen verdankten ihre Sitten und Gesetze Philosophen und Legisten, das gebe ich zu. Ich habe schon hundertmal gesagt, es ist gut, daß es Philosophen gibt, vorausge-

setzt, daß das Volk nicht darauf verfällt, zu ihnen gehören zu wollen.

5. Weil man nicht zu behaupten wagt, Sparta hätte keine guten Gesetze besessen, wirft man den spartanischen Gesetzen schwerwiegende Mängel vor. Dergestalt versucht man, meinen Vorwurf, die gebildeten Völker seien immer verdorben worden, zu entkräften, indem man den ungebildeten Völkern vorwirft, nicht zur Vollkommenheit gelangt zu sein.

6. Der Fortschritt von Literatur und Philosophie stand stets im Verhältnis zur Größe der Reiche. Mag sein. Ich sehe, daß man mir beständig von Glück und Größe redet. Ich aber habe von Stilleheit und Tugend gesprochen.

7. Unsere Sitten sind die besten, die so schlechte Menschen, wie wir es sind, haben können. Das kann sein. Wir haben etliche Laster geächtet, das bestreite ich nicht. Ich beschuldige die Menschen dieses Jahrhunderts nicht sämtlicher Laster; sie haben nur die der feigen Seelen, sie sind lediglich Betrüger und Spitzbuben. Was die Laster angeht, die Mut und Festigkeit voraussetzen, so halte ich sie deren für unfähig.

8. Der Luxus kann nötig sein, um den Armen Brot zu bringen, aber gäbe es keinen Luxus, gäbe es auch keine Armen.<sup>1</sup> Er beschäftigt die müßigen Bürger. Und weshalb gibt es müßige Bürger? Als die Landwirtschaft in Ansehen stand, gab es weder Elend noch Mißbilligung, und es gab sehr viel weniger Laster.

9. Ich sehe, daß man dieses Luxusproblem sehr wichtig nimmt und dennoch so tut, als wolle man es von dem der Wissenschaften und Künste trennen. Ich gebe also zu, weil man es unbedingt haben will, daß der Luxus den Staaten als Stütze dient, wie die

<sup>1</sup> Der Luxus nährt hundert Arme in unseren Städten und richtet hunderttausend auf dem Land zugrunde. Das Geld, das aus den Händen der Reichen in die der Kunsthandwerker fließt, damit sie deren Überfluß mehrern, ist für den Unterhalt des Bauern verloren, und dieser hat nichts anzuziehen, just weil andere Treisen haben müssen. Allein die Verschwendung von Mitteln, die der menschlichen Ernährung dienen, genügt, um der Menschheit den Luxus verhaft zu machen. Meine Gegner mögen sich glücklich schätzen, daß das schändliche Zartgefühl unserer Sprache mich hindert, hier in Einzelheiten zu gehen, die sie vor Scham über die Sache erröten ließen, deren Verteidigung sie wagen. Wir brauchen Fleischschaff in unseren Küchen, deshalb fehlt es so vielen Kranken an Brühe. Wir brauchen Liköre auf unseren Tafeln, deshalb trinkt der Bauer nur Wasser. Wir brauchen Puder für unsere Perücken, deshalb haben so viele Arme kein Brot.

Karyatiden den Palast stützen helfen, den sie schmücken, oder vielmehr wie jene Balken, mit denen man morsche Gebäude abstützt und die sie oftmals vollends zum Einsturz bringen. Menschen, die ihr klug und vorsichtig seid, verlaßt ein Haus, das man abstützt.

Dies mag zeigen, wie leicht es mir fiel, die meisten Dinge, mit denen man mich zu widerlegen glaubt, zu meinen Gunsten zu wenden, aber offen gestanden halte ich sie nicht für begründet genug, um es zu wagen, mir meinen Vorteil zugute zu halten.

Man führt ins Feld, daß die ersten Menschen schlecht waren, woraus folgte, daß der Mensch es von Natur aus sei.<sup>1</sup> Das ist eine schwerwiegende Behauptung; es scheint mir, daß sie der Mühe eines Beweises verlohnt hätte. Die Annalen der Völker, die man zum Beweis heranzuziehen sich erkühnt, sprechen viel mehr für die gegenteilige Annahme, und es bedürfte schon einer Menge von Zeugnissen, um mich zum Glauben an eine Absurdität zu bewegen. Bevor die schrecklichen Worte *mein* und *dein* erfinden wurden; bevor es diese Sorte von grausamen und brutalen Menschen gab, die man Herren nennt, und jene andere von Gaunern und Lügnern, die man Sklaven nennt; bevor es Menschen gab, verworfen genug, um sich zu erdreisten, im Überfluß zu leben, während andere verhungern; bevor eine wechselseitige Abhängigkeit sie alle zwang, zu Schurken, Neidern und Verrätern zu werden, worin sollten da die Laster und Verbrechen bestanden haben, die man den Menschen mit so viel Nachdruck vorwirft — das möge man mir einmal erklären. Mir wird beteuert, daß man schon lange nicht mehr an die Chimäre des Goldenen Zeitalters

<sup>1</sup> Diese Anmerkung ist für die Philosophen, den anderen rate ich, sie zu überspringen.

Wenn der Mensch von Natur aus schlecht ist, werden die Wissenschaften ihm nur noch schlechter machen, das ist klar. So wäre ihre Sache allein schon durch diese Vorannahme verloren. Man muß jedoch beachten, daß, obgleich der Mensch von Natur aus gut ist, wie ich glaube und das Glück habe, es zu fühlen, daraus nicht folgt, daß die Wissenschaften heilsam für ihn sind; denn jede Situation, die ein Volk in den Stand setzt, diese zu entwickeln, kündigt notwendigerweise den Beginn eines Verderbens an, dessen Lauf sie alsbald beschleunigen. So richtet die Fehlenhaftigkeit gesellschaftlicher Verfassung das ganze Übel an, das aus einem Naturfehler hätte hervorgehen können, und die üblen Vorurteile treten an die Stelle schlechter Anlagen.

glaube. Warum setzt man nicht hinzu, daß man auch längst nicht mehr an das Hirngespinnst der Tugend glaubt?

Ich habe gesagt, daß die ersten Griechen tugendhaft waren, bevor das Wissen sie verdarb, und ich will mich an diesem Punkt nicht widersprechen, obgleich ich bei näherem Hinsehen durchaus meine Zweifel habe an der Festigkeit der Tugenden eines so geschwätzigten Volkes, auch an der Berechtigung des Eigenlobes, das es sich gern in reichlichem Maß spendete und für das ich nirgends sonst eine Bestätigung gefunden habe. Was hält man mir entgegen? Daß die ersten Griechen, deren Tugendhaftigkeit ich gelobt habe, aufgeklärt und gebildet waren, weil Philosophen ihre Sitten formten und ihnen Gesetze gaben. Was aber sollte mich hindern, in derselben Weise über alle anderen Völker zu urteilen? Haben die Perser nicht ihre Magier gehabt, die Assyrer ihre Chaldäer, die Inder ihre Brahmanen, die Kelten ihre Druiden? Glänzte nicht Ochus bei den Phöniziern, Atlas bei den Libyern, Zarathustra bei den Persern, Zalmoxis bei den Thrakern? Und hat man nicht öfters behauptet, die Philosophie sei unter den Barbaren entstanden? Waren, so gesehen, all diese Völker also gelehrt? Neben *Milíades* und *Themistokles* gab es, sagt man mir, auch *Aristides* und *Sokrates*. Daneben, meinethalben, doch was kümmert mich das? Indes lebten *Milíades*, *Aristides* und *Themistokles*, die Helden waren, zu einer Zeit, Sokrates und Platon, die Philosophen waren, zu einer anderen; und als man begann, öffentliche Philosophenschulen einzurichten, hatte das erniedrigte und entartete Griechenland bereits auf seine Tugend verzichtet und seine Freiheit verkauft.

*Das glänzende Asien erlebte, wie seine zahllosen Krieger an einer Handvoll Männer scheiterten, die die Philosophie zum Ruhme führte.* Es stimmt: die Weisheit der Seele führt zum wahren Ruhm, aber diese Weisheit lernt man nicht aus Büchern. Das ist die unfehlbare Wirkung der Geisteskenntnis. Ich bitte den Leser, diese Schlußfolgerung zu beachten. *Sitten und die Gesetze sind die alleinige Quelle wahren Heldentums.* Die Wissenschaften haben hiernit also nichts zu tun. *Mit einem Wort, die Griechen verdankten den Wissenschaften alles und die übrige Welt alles den Griechen.* Also verdankten weder Griechenland noch die Welt irgend etwas den Gesetzen oder den Sitten. Ich bitte

meine Gegner um Vergebung, aber ich kann ihnen solche Sophismen nicht durchgehen lassen.

Untersuchen wir noch für einen Augenblick diesen Vorrang, den man den Griechen vor allen anderen Völkern geben will und aus dem man, wie es scheint, einen Hauptpunkt gemacht hat. *Ich werde, wenn man es verlangt, Völker bewundern, die ihr Leben mit Krieg oder in den Wäldern zubringen, die auf der Erde schlafen und Gemüse essen.* Diese Bewunderung ist eines echten Philosophen in der Tat durchaus würdig; nur dem blinden und dummen Volk kommt es zu, Leute zu bewundern, die ihr Leben damit verbringen, nicht etwa ihre Freiheit zu verteidigen, sondern sich gegenseitig zu bestehlen und zu verraten, ihrer Verweichtung oder ihrem Ehrgeiz zuliebe, und die es wagen, ihr Nichtstun mit dem Schweiß, dem Blut und den Mühen einer Million Unglücklicher zu nähren. *Doch wird man unter solch ungehebelten Menschen das Glück suchen wollen?* Man würde es dort mit sehr viel mehr Grund suchen als bei den anderen die Tugend. *Welchen Anblick böte uns eine Menschheit, die nur aus Bauern, Soldaten, Jägern und Hirten bestünde?* Einen unendlich schönen Anblick als eine Menschheit, die sich aus Köchen, Dichtern, Buchdruckern, Goldschmiedern, Malern und Musikern zusammensetzt. Allein das Wort *Soldat* muß man aus dem ersten Bild streichen. Der Krieg ist mitunter eine Pflicht, aber nicht dazu bestimmt, ein Beruf zu sein. Jeder Mann muß Soldat sein, um seine Freiheit zu verteidigen; keiner darf es sein, um die eines anderen zu rauben, und im Dienste des Vaterlands zu sterben ist eine zutreffende Sache, als daß man sie Söldnern anvertrauen dürfte. *Muß man also, um den Namen Mensch zu verdienen, wie die Löwen und Bären leben?* Wenn ich das Glück habe, auch nur einen unparteiischen und wahrheitsliebenden Leser zu finden, so bitte ich ihn, einen Blick auf die gegenwärtige Gesellschaft zu werfen und festzustellen, wer diejenigen sind, die miteinander wie Löwen und Bären, wie Tiger und Krokodile leben. *Wird man die instinktiven Fähigkeiten, sich zu ernähren, sich fortzupflanzen und sich zu verteidigen, zur Tugend erheben wollen?* Das sind Tugenden, zweifellos, wenn sie von der Vernunft geleitet und schonend eingesetzt werden; es sind vor allem Tugenden, wenn sie dazu dienen, unsersgleichen beizustehen. *Ich sehe darin nur animal-*

*sche Eigenschaften, die sich mit der Würde unseres Wesens kaum vertragen. Der Körper ist gestählt, doch die knechtische Seele vermag nur, sich dahinzuschleppen und zu verkümmern.* Wenn ich die pompösen Untersuchungen all unserer Akademien überfliege, habe ich Lust zu sagen: »Ich erblicke dort nichts als geistreiche Spitzfindigkeiten, die sich mit der Würde unseres Wesens kaum vertragen. Der Geist ist gestählt, doch die knechtische Seele vermag nur, sich dahinzuschleppen und zu verkümmern.« *Entfernt die Künste von dieser Welt, sagt man uns an anderer Stelle, was bliebe dann? Die Leibesübungen und die Leidenschaften.* Man achte bitte darauf, wie Vernunft und Tugend ständig ausgelassen werden! *Die Künste haben die Freuden der Seele ins Dasein gerufen, die einzigen, die unser würdig sind.* Sie haben also die Freude, Gutes zu tun, die unser noch viel würdiger ist, durch anderes ersetzt. Folgt man dem Geist von alledem, wird man, wie in den Darlegungen der meisten meiner Gegner, einen so ausgeprägten Enthusiasmus für die Wunder des Verstandes entdecken, daß jene andere Fähigkeit, die unendlich erhabener und besser geeignet ist, die Seele emporzubilden und zu adeln, dort stets für nichts gilt. Dies ist die unlehnbare Wirkung literarischer Bildung. Ich bin sicher, daß es gegenwärtig nicht einen Gelehrten gibt, der Ciceros Redekunst nicht ungleich höher achtete als seinen patriotischen Eifer und der nicht hundertmal lieber die Reden gegen Catilina verfaßt als sein Vaterland gerettet hätte.

Die Verlegenheit meiner Gegner zeigt sich jedesmal, wenn von Sparta gesprochen werden muß. Was gäben sie nicht darum, daß dieses leidige Sparta nie existiert hätte! Und sie, die behaupten, daß große Taten nur dazu da sind, gerühmt zu werden, wünschen sie nicht um jeden Preis, die der Spartaner wären nie gerühmt worden? Es ist schon schrecklich, daß innerhalb jenes berühmten Griechenlands, welches seine Tugend nur der Philosophie verdanke, gerade der Staat, in dem die Tugend am reinsten war und am längsten währte, keine Philosophen hatte. Die Sitten Sparta sind immer ganz Griechenland als Beispiel vorgehalten worden. Ganz Griechenland war verdorben, doch in Sparta gab es noch Tugend; ganz Griechenland war versklavt, einzig Sparta war noch frei: das ist ein Jammer. Aber schließlich

verlor das stolze Sparta seine Sitten und seine Freiheit, wie das gebildete Athen die seinen verloren hatte. Sparta endete. Was kann ich dem entgegnen?

Nur zwei Bemerkungen noch zu Sparta, dann komme ich zu anderem. Hier die erste. *Nachdem es mehrmals nahe daran war zu siegen, wurde Athen allerdings besiegt, und es überrascht, daß dies nicht schon eher geschah, denn Attika war ja ein ringsum offenes Land, das sich nur durch überlegenen Erfolg verteidigen konnte.* Athen hätte aus den verschiedensten Gründen siegen müssen. Es war größer und hatte sehr viel mehr Einwohner als Sparta; es hatte reiche Einkünfte, mehrere Völker waren ihm tributpflichtig. Sparta besaß nichts von alledem. Athen hatte vor allem durch seine Lage einen Vorteil, der Sparta fehlte und der es ihm ermöglichte, mehrmals den Peloponnes auszulündern, ja der allein schon ihm die Herrschaft über Griechenland sichern mußte: das war ein großer, bequemer Hafen, und das war eine hervorragende Flotte, die es dem Weiblick jenes bäurischen Themistokles verdanke, der nicht Flöße spielen konnte. Was einen also überraschen könnte, ist, daß Athen bei all diesen Vorteilen dennoch schließlich unterlag. Doch obgleich der Peloponnesische Krieg, der Griechenland zugrunde richtete, weder der einen noch der anderen Republik zur Ehre gereichte und vor allem auf seiten der Spartaner eine Verletzung der Grundregeln ihres weisen Gesetzgebers war, muß man sich nicht darüber wundern, daß auf die Dauer wahrer Mut über die Ressourcen siegte und daß Sparta durch sein Ansehen sich etliche erschoß, die ihm den Sieg erleichterten. Im Grunde schäme ich mich, daß ich diese Dinge weiß und gezwungen bin, sie auszusprechen.

Die zweite Bemerkung wird nicht weniger beachtenswert sein. Hier ist sie, und ich glaube, daß ich sie dem Leser im Wortlaut unterbreiten muß.

*Vorungesetzt, es hätten alle Staaten, aus denen Griechenland bestand, dieselben Gesetze befolgt wie Sparta, was wäre uns dann von jener so berühmten Gegend geblieben? Kaum daß uns ihr Name bekannt wäre. Sie hätte es verschmäht, Geschichtsschreiber heranzubilden, die ihren Ruhm der Nachwelt überliefern sollten. Das Schauspiel ihrer unbegabten Tugend wäre für*

*uns verloren gewesen, folglich ließe es uns gleichgültig, ob diese existiert hätte oder nicht. Die zahlreichen philosophischen Systeme beträchtlich erweiterten, so doch zumindest zeigten, wo sie liegen; die Meisterwerke der Eloquenz und Poesie, die uns alle Wege des Herzens kennen lehrten; die nützlichen Künste oder die angenehmen, die das Leben erhalten oder verschönern; schließlich die unschätzbare Überlieferung der Gedanken und Taten jener großen Männer, die ihresgleichen zur Ehre und zum Glück gereichen: all diese kostbaren Geistesätze wären für uns auf immer verloren. Die Jahrhunderte hätten sich aneinandergereiht, die Generationen wären aufeinandergefolgt wie bei den Tieren, ohne jeden Nutzen für die Nachwelt, und sie hätten nur eine undeutliche Spur ihres Daseins hinterlassen. Die Welt wäre alt geworden und der Mensch ewig Kind geblieben.*

Nehmen wir unsererseits an, daß ein Spartaner, von der Stärke dieser Argumente durchdrungen, sie seinen Landsleuten darlegen wollte, und versuchen wir, uns die Rede vorzustellen, die er auf dem öffentlichen Platz Spartas hätte halten können:

»Bürger, öffnet die Augen und erkennt eure Verblendung! Mit Schmerz sehe ich, daß ihr nur darauf aus seid, Tugend zu erlangen, euren Mut zu üben und eure Freiheit zu bewahren. Ihr vernachlässigt indes die wichtigere Aufgabe, die Müßiggänger künftiger Geschlechter zu unterhalten. Sagt, wozu ist die Tugend gut, wenn nicht, Aufsehen in der Welt zu erregen? Was nützt es euch, rechtschaffen zu sein, wenn niemand von euch sprechen wird? Was wird es die kommenden Jahrhundertere scheren, daß ihr euch an den Thermopylen dem Tod geweiht habt, zum Wohle der Athener, wenn ihr, anders als diese, weder philosophische Systeme noch Verse, noch Komödien, noch Statuen hinterlaßt?!

<sup>1</sup> Perikles besaß große Talente, eine hohe Rednergabe, Vortrefflichkeit und Geschmack. Er schmückte Athen mit wunderbaren Skulpturen, prächtigen Gebäuden und den Meisterwerken aller Künste. Gott weiß, wie er von der Menge der Schriftsteller gepriesen wurde. Doch müßte man auch wissen, ob er ein guter Beamter war, denn bei der Führung von Staaten geht es nicht darum, Bildwerke zu errichten, sondern Menschen gut zu regieren. Ich werde mich nicht damit abgeben, die Geheimgründe des Peloponnesischen Krieges darzulegen, der die Re-

Gelbt also schleunigst Gesetze auf, die zu nichts anderem taugen, als euch glücklich zu machen. Trachtet nur danach, einst, wenn ihr nicht mehr seid, von euch reden zu machen, und vergeßt nie, daß es, wenn man die großen Männer nicht rühmte, unnütz wäre, zu ihnen zu zählen.«

Ich denke, ungefähr das hätte jener Mann sagen können, hätten die Ephoren ihn ausreden lassen.

Doch nicht allein an der zitierten Stelle setzt man uns davon in Kenntnis, daß die Tugend nur dazu gut ist, von sich reden zu machen. Auch andernorts rühmt man uns das Denken der Philosophen, weil es unsterblich und der Bewunderung aller Zeiten geweiht ist, *wohingegen die anderen ihre Gedanken mit dem Tag, den Umständen sehen. Bei drei Viertel aller Menschen löscht der nächste Tag den vorangegangenen aus, ohne daß die geringste Spur von ihm bleibe.* Ach, es bleibt zumindest eine in der Stimme eines ruhigen Gewissens, bei den vollbrachten, denen man geholfen, in den guten Taten, die man vollbracht, und im Gedächtnis des wohlthätigen Gottes, dem man ohne Aufhebens gedient hat. Tot oder lebendig, sagte der weise Sokrates, den Rechtshaffenen vergessen die Götter nie. Man wird mir vielleicht entgegen, daß es nicht diese Art von Gedanken ist, über die man hat sprechen wollen, und ich sage, alle anderen sind der Mühe nicht wert, daß man von ihnen spreche.

Es läßt sich leicht denken, daß, wer so wenig von Sparta hält, auch den alten Römern kaum mehr an Wertschätzung entgegenbringt. *Man ist sich im Glauben einig, daß sie große Männer waren, obgleich sie nur kleine Dinge vollbrachten.* Was dies betrifft, so gebe ich zu, daß man seit langem nur noch Großes vollbringt. Der Mäßigung und dem Mut der alten Römer wirft man vor, publik zugrunde richtete: ich werde nicht danach forschen, ob der Ratschlag des Alkibiades gut oder schlecht war, ob Perikles zu Recht oder Unrecht der Verantwortung beschuldigt wurde. Ich frage nur danach, ob die Athener unter seiner Regierung besser oder schlechter geworden sind. Man nenne mir einen einzigen unter den Staatsbürgern, den Sklaven, selbst unter seinen eigenen Kindern, aus dem seine Obhut einen rechtschaffenen Menschen gemacht hat. Denn dies scheint mir doch die oberste Aufgabe des Beamten und Herrschers zu sein. Das direkteste und sicherste Mittel, die Menschen glücklich zu machen, ist nicht, ihre Städte zu schmücken, und nicht einmal, sie zu bereichern, sondern sie gut zu machen.

keine echten Tugenden, sondern erzwungene Haltungen<sup>1</sup> gewesen zu sein. Gleichwohl gibt man wenige Seiten weiter zu, daß Fabricius das Gold des Pyrrhus verachtete, und man kann nicht übersetzen, daß die römische Geschichte jenen Beamten und verehrungswürdigen Krieger, die so großen Wert auf ihre Armut legen,<sup>2</sup> eine Fülle von Gelegenheiten geboten hätte, sich auf leichte Art zu bereichern. Und, was den Mut angeht, weiß man denn nicht, daß Feigheit kein Gebot kennt und ein Feigling immer ausreißt wird, selbst wenn er sicher sein kann, auf der Flucht getötet zu werden? *Wenn man die großen Staaten an die kleinen Tugenden kleiner Republiken gemahnt, heißt das, so sagt man, einen starken und widerstandsfähigen Mann dazu bringen zu wollen, daß er wieder lallt wie ein Säugling.* Dieser Satz nun dürfte bei Hofe nicht neu sein. Er wäre eines Tiberius oder einer Katharina von Medici durchaus würdig gewesen, und ich bin sicher, daß der eine wie die andere dergleichen öfters gesagt hat.

<sup>1</sup> Ich sehe, zu meiner Zeit sind die meisten Geister sehr erfinderisch, wenn es darum geht, den Ruhm der schönen und hochherzigen Taten von einst zu schwärzen, sie auf irgendeine Weise herabzusetzen, ihnen nichtige Gelegenheiten und Gründe anzudeuten. Kunststück! Man nenne mir die edelste und reinste Handlung, und ich werde ihr sicherlich fünfzig tiple Absichten unterstellen können. Unser inneres Trachten muß Gott weiß welche unterschiedlichen Auslegungen erdulden, wenn's nur den anderen beliebt. Doch gehen die einfallsreichen Verleumdungen weniger durchtrieben als vielmehr schwerfällig und grob zu Werke. Ebensoviel Mühe, wie sie sich geben, und so viel Freiheit, wie sie sich nehmen, um jene großen Namen in den Schmutz zu ziehen, will ich gern anwenden, um sie wieder aufzurichten und ihr Ansehen zu erhöhen. Jene seltenen und mit Billigung der Weisen zu Vorbildern der Menschheit erkorenen Gestalten würde ich unweidholn wieder aufzuwerten suchen und, soweit nur meine Erfindungsgebe es vermöchte, geeignete Deutungen und günstige Umstände dafür nutzen. Und man darf glauben, daß unsere Phantasie ihre tatsächlichen Verdienste bei weitem nicht einholt. Es ist das Amt des Rechtschaffenen, die Tugend so schön zu malen, wie es nur irgend geht. Und es schiekt sich wohl, daß wir um so geheiligter Formen willen uns von Leidenschaft mitreißen lassen. Nicht Rousseau hat all dies gesagt, sondern Montaigne.

<sup>2</sup> Als Curtius die Geschenke der Samniten zurückwies, sagte er, daß er lieber über die, die Gold besitzen, gebieten als selbst welches haben wolle. Curtius hatte recht. Die den Reichtum lieben, sind zum Diener bestimmt, zum Befehlen aber diejenigen, die ihn verachten. Es ist nicht die Macht des Goldes, die die Armen den Reichen unterwirft, sondern ihr Wunsch, ihrerseits reich zu werden; ohne dies wären zwangsläufig sie die Herren.

Moral läßt sich schwerlich mit der Elle messen. Gleichwohl kann man nicht behaupten, daß die Ausdehnung eines Staates keinerlei Einfluß auf die Sitten seiner Bürger hätte. Es gibt da sicher ein Abhängigkeitsverhältnis, das, will mir scheinen, ein umgekehrt proportionales sein könnte.<sup>1</sup> Dies ist eine wichtige Frage, über die man nachdenken muß. Ich glaube, daß sie noch als ungeklärt zu betrachten ist, ungeachtet der eher herablassenden als philosophischen Art, in der sie hier kurzerhand entschieden wird.

*Dies war, so fährt man fort, Catos Wahn: mihi der in seiner Familie erblichen Ubellunigkeit und vorgefaßten Meinung deklamierte er sein Leben lang und kämpfte und starb, ohne irgend etwas Nützliches für sein Vaterland getan zu haben.* Ich weiß nicht, ob er nichts für sein Vaterland tat, aber ich weiß, daß er sehr viel für die Menschheit getan hat, indem er ihr den Anblick und das Beispiel einer Tugend bot, wie es sie reiner nie gab. Er hat diejenigen, die aufrichtig die wahre Ehre lieben, gelehrt, den Lasten ihres Jahrhunderts zu widerstehen und den furchtbaren Grundsatz derer zu verabscheuen, die mit der Mode gehen, nämlich daß man sich so verhalten müsse wie die anderen; ein Grundsatz, mit dem sie zweifellos weit kämen, wenn sie das Pech hätten, in irgendeine Mörderbande zu geraten. Unsere Nachkommen werden eines Tages erfahren, daß man in diesem Jahrhundert der Weisen und Philosophen den tugendhaftesten Menschen lächerlich gemacht und als Narren betrachtet hat, weil er seine große Seele nicht mit den Untaten seiner Zeitgenossen besudeln wollte, weil er es ablehnte, mit Cäsar und anderen Schurken seiner Zeit zum Verbrecher zu werden.

Man hat soeben gesehen, wie unsere Philosophen von Cato sprechen. Man mag nun sehen, wie die früheren über ihn urteilten. *Ecce spectaculum dignum ad quod respiciat, intentus operisus, Deus. Ecce par Deo dignum, vir fortis cum mala fortuna compositus. Non video, inquam, quid habeat in terris Jupiter pulchrius, si convertere animum velis, quam ut spectet Catonem,*

<sup>1</sup> Die Arroganz meiner Gegner ließe mich am Ende noch takulos werden, wenn ich weiter mit ihnen stritte. Sie glauben mich zu beeindruckten mit ihrer Verachtung für die kleinen Staaten. Fürchten sie denn nicht, daß ich ihnen einmal die Frage stelle, ob es gut sei, daß es große gibt?

*iam partibus non semel fractis, nihilominus inter ruinas publicas erectum.*

Und dies nun sagt man uns an anderer Stelle über die alten Römer. *Ich bewundere Gestalten wie Brutus, Decius, Lucretia, Virginia, Mucius Scaevola.* Das will schon etwas heißen in unserm Jahrhundert. *Aber noch mehr bewundern werde ich einen mächtigen und gut regierten Staat.* Einen mächtigen Staat, oben drein noch gut regiert! Ja, den bewundere ich auch, in der Tat. *Wo die Bürger nicht zu solch grausamen Tugenden verurteilt sind.* Ich verstehe. Es ist bequemer, in Verhältnissen zu leben, die es jedem erlassen, rechtschaffen zu sein. Wenn aber die Bürger des Staates, den man bewundert, durch irgendein Unglück gezwungen würden, entweder ganz auf Tugend zu verzichten oder ebenjene grausamen Tugenden an den Tag zu legen, und wenn sie die Kraft besäßen, ihre Pflicht zu tun, wäre das ein Grund, sie weniger zu bewundern?

Nehmen wir das Beispiel, das unser Jahrhundert am meisten empört, und prüfen wir das Verhalten von Brutus als souveränem Staatsdiener, der seine Kinder sterben ließ, weil sie gegen den Staat konspiriert hatten, in einem kritischen Augenblick, wo so gut wie nichts genügt hätte, ihn umzustürzen. Hätte er sie begnadigt, dann wären, das steht fest, alle übrigen Mitverschworenen durch seinen Kollaps unweigerlich gerettet worden, und die Republik wäre verloren gewesen. Was soll's, wird man mir entgegenen. Da das also so gleichgültig ist, nehmen wir an, sie hätte weiterbestanden. Brutus hätte irgendeinen Übeltäter zum Tode verurteilt, und der Verurteilte hätte ihm folgendes gesagt: »Konsul, warum läßt du mich sterben? Habe ich Schlimmeres getan, als mein Vaterland zu verraten? Und bin nicht auch ich dein Kind?« Ich möchte, daß man sich die Mühe nimmt, mir zu sagen, was Brutus hätte antworten können.

Brutus hätte, wird man mir weiter entgegenhalten, eher als Konsul abdanken müssen, als seine Kinder sterben zu lassen. Und ich erwidere, daß jeder Beamte, der in einer derart gefährlichen Situation die Sorge um das Vaterland aufgibt und sein Amt niederlegt, ein Verräter ist, der den Tod verdient.

Es gibt da keinen Mittelweg. Entweder mußte Brutus zum schändlichen Verräter werden, oder die Köpfe von Titus und

Tiberius mußten auf seinen Befehl unter dem Beil der Likatoren fallen. Damit behaupte ich nicht, daß viele Menschen sich so entschieden hätten wie er.

Obgleich man nicht offen für die Spätzeit Roms eintritt, läßt man doch zur Genüge durchblicken, daß man sie den Anfängen vorzieht. Und man hat ebensolche Mühe, in deren schlichem Zustand große Männer zu entdecken, wie es mir schwerfällt, im Pomp der späteren Zeit auf rechtschaffene Menschen zu treffen. Man stellt Tius dem Fabricius entgegen, dabei vergißt man aber den Umstand, daß zu Pyrrhus' Zeiten jeder Römer ein Fabricius war, während es unter der Herrschaft von Tius keinen ehrenwerten Menschen gab außer ihm.<sup>1</sup> Ich werde, wenn man will, die Heldentaten der ersten Römer und die Verbrechen der letzten vergessen. Was ich aber nicht vergessen kann, ist, daß die Tugend von den einen geht und von den anderen mißachtet wurde und daß es, als man den Siegern der Zirkusspiele Kränze aufsetzte, keinen mehr gab für den, der einem Bürger das Leben rettete. Man glaube übrigens nicht, daß dies nur auf Rom zuträfe. Es gab eine Zeit, in der die Republik von Athen reich genug war, um immense Summen für ihre Schauspiele auszugeben und die Autoren, die Schauspieler und selbst die Zuschauer sehr großzügig zu entlohnen. Es war dieselbe Zeit, in der sich kein Geld fand, den Staat gegen die Eroberungszüge Philipps von Makedonien zu schützen.

Schließlich gelangt man zu den neueren Völkern, und ich werde mich hüten, den Überlegungen nachzugehen, die man diesbezüglich anzustellen für angebracht hält. Ich will nur anmerken, daß es ein wenig rühmlicher Vorteil ist, den man sich verschafft, wenn man die Beweisgründe seines Gegners nicht widerlegt, sondern diesen hindert, sie vorzubringen.

Ich werde ebensowenig all den Überlegungen folgen, die man anstellt im Hinblick auf den Luxus, die Höflichkeit, die bewun-

<sup>1</sup> Wäre Tius nicht Kaiser gewesen, hätten wir nie etwas von ihm gehört, denn er hätte weiterhin so gelebt wie die anderen. Ein guter Mensch wurde er erst, als ihm, der aufhörte, dem Beispiel seiner Zeit zu folgen, vergönnt war, ihr ein besseres zu geben. *Privatus atque etiam sub patre principe, ne odio quidem, nudum vituperatione publica carui. At illi ea fama pro bono cessit, conversaque est in maximas laudes.*

dernswerte Erziehung unserer Kinder<sup>1</sup>, die geeignetsten Methoden, unsere Kenntnisse zu erweitern, die Nützlichkeit der Wissenschaften und die Annehmlichkeit der schönen Künste sowie auf andere Dinge, von denen mich mehrere nichts angehen, einige sich von selbst widerlegen und die übrigen bereits widerlegt sind. Ich will mich damit begnügen, ein paar zufällig herausgegriffene Stellen zu zitieren, die meines Erachtens der Erhellung bedürfen. Ich muß mich dabei auf einzelne Sätze beschränken, weil es mir unmöglich ist, Gedankengängen zu folgen, deren Faden ich nicht erfäßt habe.

Man behauptet, daß die unwissenden Völker, die einen Begriff von Ehre und Tugend hatten, vereinzelte Ausnahmen waren, aus denen sich kein Vorurteil gegen die Wissenschaften ableiten läßt. Sehr gut. Aber all die gebildeten Nationen, mit ihren schönen Vorstellungen von Ehre und Tugend, haben dabei stets verlernt, sie zu lieben und zu praktizieren. Dies gilt ohne Ausnahme; kommen wir zum Beweis. *Um uns davon zu überzeugen, wollen wir einen Blick auf den unermesslichen afrikanischen Kontinent werfen, in den einzudringen noch kein Sterblicher kühn genug oder so glücklich war, es ungestraft versucht zu haben.* Aus dem also, was wir auf dem afrikanischen Kontinent durchdringen konnten, aus der Unkenntnis dessen, was dort geschieht, läßt man uns folgern, daß seine Völker mit Lastern überhäuft sind: als ob wir Mittel und Wege gefunden hätten, die unseren dorthin zu tragen, muß man schlußfolgern. Wenn ich Führer irgendeines Volkes in Nigritien wäre, erklärte ich, daß ich an der Landesgrenze einen Galgen errichten ließe, um dort ohne Pardon den ersten Europäer zu hängen, der einzudringen wagte, und den er-

<sup>1</sup> Man muß sich nicht fragen, ob die Väter und die Lehrer darauf achten werden, meine gefährlichen Schriften von den Augen ihrer Kinder und Schüler fernzuhalten. Fürwahr, welch schreckliche Unordnung, welche Anstößigkeit, wenn diese so wohlherzogenen Kinder dahin kämen, so viele hübsche Dinge zu verachten und allen Ernstes die Tugend dem Wissen vorzuziehen? Dies erinnert mich an die Antwort eines spartanischen Erziehers, den man im Scherz fragte, was er seinen Schüler lehren würde. *Ich werde ihn lehren, sagte er, die ehrenwerten Dinge zu lieben.* Begegne ich einem solchen Mann unter uns, würde ich ihm ins Ohr flüstem: Hüten Sie sich bloß, das zu sagen, denn auf diese Weise werden Sie niemals Schüler bekommen; sagen Sie, daß Sie ihnen beibringen werden, angehen zu schwätzen, und ich verspreche Ihnen ein gutes Einkommen.



sten Einwohner, der versuchen würde, sein Land zu verlassen. Auch Amerika liefert uns Schaupiele, die nicht weniger beschämend für die Menschheit sind. Vor allem, seit die Europäer dort sind. Man wird auf hundert barbarische oder wilde Völker im Stande der Unwissenheit nur ein einziges tugendhaftes antreffen. Mag sein; man wird wenigstens eines treffen, wohingegen ein Volk, das die Wissenschaften pflegt und dabei tugendhaft ist, nie gesehen wurde. Die pfleglos sich selbst überlassene Erde bleibt nicht müßig, sie bringt Gifte hervor, sie nährt Ungehauer. Genau das tut sie an den Orten, wo der Geschmack an leichsinnigen Künsten dazu geführt hat, daß man die Lust am Ackerbau verlor. Unsere Seele, könnte man ebenso sagen, bleibt nicht müßig, wenn die Tugend sie verläßt. Sie bringt Fiktionen hervor, Romane, Satiren und Verse, sie nährt die Laster.

Wenn Barbaren Eroberungen machten, waren sie immer höchst ungerecht. Und was waren wir, bitte schön, bei jener Eroberung Amerikas, die man so sehr bewundert? Aber wie könnten Leute, die Kanonen, Seefahrtskarten und Kompassse besitzen, Ungerechtigkeiten begehen? Wird man mir erwidern, daß die Eroberung vom Wert der Eroberer zeugt? Sie zeugt einzig von deren List und Schläue; sie zeigt, daß ein behender und einfaltreicher Mensch seiner Geschicklichkeit die Erfolge verdanken kann, die ein Anständiger nur von seinem moralischen Wert zu erwarten hat. Urteilen wir unparteiisch. Wen halten wir für mutiger: den abscheulichen Cortez, der Mexiko mit Hilfe von Pulver, Perfidie und Verrat unterjochte, oder den unglücklichen Guatimozin, der von ehrenwerten Europäern, die seine Schätze an sich bringen wollten, auf glühende Kohlen gelegt wurde und der einen seiner Diener, dem dieselbe Behandlung Schmerzusschreie entriß, mit den stolzen Worten rügte: Und ich, bin ich etwa auf Rossen gebettet?

Zu behaupten, daß die Wissenschaften dem Müßiggang entspringen sind, heißt offensichtlich die Begriffe verwechseln. Sie

1 Man wird mich vielleicht fragen, welches Übel denn ein Bürger seinem Staat zufügt, wenn er ihn verläßt, um niemals zurückzukehren? Er schadet den andern durch sein schlechtes Beispiel und sich selbst durch die Laster, die er aufsucht. Jedenfalls obliegt es dem Gesetz, Vorsorge zu treffen, und es ist immer noch besser, daß er gehängt statt moralisch verdorben wird.

entstehen aus der Muße, aber sie schützen vor Müßiggang. Ich verstehe diese Unterscheidung von Müßiggang und Muße nicht, aber ich weiß sehr wohl, daß kein rechtschaffener Mann sich je rühmen kann, Muße zu besitzen, solange es für ihn Gutes zu tun gibt, einem Vaterlande zu dienen und Unglücklichen beizustehen. Man möge mir nur eine einzige ehrenwerte Bedeutung zeigen, die das Wort Muße in der Darlegung meiner Grundsätze annehmen könnte.

Ist der Bürger, den seine Bedürfnisse an den Pflug spannen, etwa mehr beschäftigt als der Geometer oder der Anatom? Nicht mehr als das Kind, das ein Kartenschloß baut, doch auf nützlichere Weise. Muß denn, weil das Brot notwendig ist, jeder sich daranmachen, den Boden zu bestellen? Warum nicht? Mögen sie sogar grasen, wenn's sein muß. Mir ist es immer noch lieber, auf den Feldern die Menschen Kraut rupfen zu sehen, als daß sie einander in den Städten verschlingen. Es ist wahr, daß sie so, wie ich sie mir wünsche, den Tieren sehr ähnlich wären und daß sie so, wie sie sind, starke Ähnlichkeit mit Menschen haben.

Im Stande der Unwissenheit herrschen Furcht und Bedürfnis. Da wird unserer Schwäche alles zur Gefahr. Über unseren Hauptern droht der Tod, er verbirgt sich im Gras zu unseren Füßen. Wenn man alles fürchtet und alles braucht, gibt es dann eine vernünftiger Einstellung als die, alles erkennen zu wollen? Man muß nur die ständige Sorge der Ärzte und Anatomen um ihr Leben und ihre Gesundheit betrachten, um zu erfahren, ob Kenntnisse dazu dienen, uns über unsere Gefährdung zu beruhigen. Weil sie uns stets mehr Gefahren enthüllen als Mittel zum Schutze davor, ist es nicht verwunderlich, daß sie unsere Ängste nur steigern und uns kleinnützig machen. Die Tiere leben mit alledem in tiefer Sicherheit und befinden sich nicht schlechter dabei. Eine Färsse muß nicht Botanik studieren, um zu lernen, ihr Futter auszuwählen, und der Wolf verschlingt seine Beute, ohne an Magenverstimmung zu denken. Wird man, um hierauf einzugehen, es wagen, für den Instinkt und gegen die Vernunft Partei zu ergreifen? Genau das verlange ich.

Anscheinend gibt es, sagt man uns, zu viele Bauern und fürchtet man, daß es an Philosophen mangelt. Ich meinerseits will die

*Frage stellen, ob man befürchtet, daß in den einträglichen Berufen Arbeitskräfte fehlen? Das hieße die Macht der Habgier verkennen. Von Kindesbeinen an drängt alles uns in nutzbringende Verhältnisse. Und wieviel Vorurteile muß man überwinden, welchen Mut braucht es, damit jemand wagt, nichts als ein Descartes, ein Newton oder Locke zu sein?*

Leibniz und Newton starben überhäuft mit Gütern und Ehren, und sie hätten noch mehr davon verdient. Würden wir behaupten, daß sie sich nur aus Anspruchslosigkeit nicht zum Pflügen emporschwangen? Ich kenne die Macht der Habgier gut genug, um zu wissen, daß uns alles zu den einträglichen Berufen drängt, ebendeshalb sage ich, daß uns alles von den nützlichen Berufen fernhält. Männer wie Hébert, Lafrenaye, Dulac und Martin verdienen an einem Tage mehr Geld als sämtliche Landwirte einer Provinz in einem ganzen Monat. Etwas erscheint mir an der Passage, mit der ich mich soeben beschäftigte, recht merkwürdig: man nehme die beiden ersten Zeilen fort und versuche, wenn man sie dann liest, zu erraten, ob sie aus meinen Schriften oder denen meiner Gegner stammt.

*Die guten Bücher sind das einzige, wodurch sich schwache Geister, das heißt drei Viertel aller Menschen, vor der Anstehungskraft des Beispiels zu schützen vermögen. Erstens werden die Gelehrten niemals so viele gute Bücher machen, wie sie schlechte Beispiele liefern. Zweitens wird es stets mehr schlechte als gute Bücher geben. Und drittens sind die besten Führer, die anständige Menschen besitzen können, Vernunft und Gewissen: *Paucis est opus literis ad mentem bonam.* Denen, die einen trüben Geist und ein verhärtetes Gewissen haben, wird das Lesen nie irgend etwas Gutes bringen. Schließlich sind für jedermann nur die Bücher der Religion notwendig, die einzigen, die ich nie mehr verdammt habe.*

*Man macht sich anheischig, uns die Erziehung der Perser vermissen zu lassen. Man beachte, daß es Platon war, der dies tat. Ich hatte geglaubt, mich zum Hüter der Autorität dieses Philosophen zu machen, aber ich sehe, daß nichts mich vor der Feindseligkeit meiner Gegner bewahren kann. *Tros Rutulave suad;* lieber durchbohren sie sich gegenseitig, als mir das geringste Stück zu überlassen, und dabei fügen sie einander mehr Schaden*

zu als mir.<sup>1</sup> *Jene Erziehung, sagt man, beruht auf barbarischen Grundsätzen, denn jede Tugend übte man einzeln, bei einem besonderen Lehrer, obgleich Tugend doch unteilbar ist, und man wolle sie einflößen, statt sie zu lehren; ihre Praxis sollte geliebt, nicht aber theoretisch begründet werden. Was könnte ich nicht alles erwidern, aber man darf dem Leser nicht den Schimpf antun, ihm alles auseinanderzusetzen. Ich will mich mit diesen beiden Bemerkungen begnügen: Erstens fängt derjenige, der ein Kind erziehen will, nicht damit an, ihm zu sagen, daß man tugendhaft sein muß, denn er würde so nicht verstanden, sondern er bringt ihm zunächst bei, wahrhaftig zu sein, dann sich zu maßigen, dann mütig zu sein usw. Schließlich lehrt er es, daß die Gesamtheit all dieser Dinge Tugend heißt. Zweitens sind wir es, die uns mit theoretischen Begründungen zufriedengeben, während die Perser in der Praxis unterwiesen. Man vergleiche dazu, was ich auf Seite 52 [der Originalausgabe] meiner Abhandlung sage.*

*Alle Vorurteile gegen die Philosophie sind Angriffe auf den menschlichen Geist. Das gebe ich zu. Oder vielmehr auf den Schöpfer der Welt, der uns so gemacht hat, wie wir sind. Wenn er uns zu Philosophen gemacht hat, warum mühen wir uns derart, es zu werden? Die Philosophen waren Menschen, sie irren, muß einen das erstannen? Erst wenn sie sich nicht mehr irren, wird man erstaunt sein müssen. Bedauern wir sie, lernen wir aus ihren Fehlern und berechtigten wir uns, Jawohl, berechtigten wir uns und hören wir auf zu philosophieren ... Tausend Wege führen zum Irrtum, ein einziger nur zur Wahrheit? Genaun das sagte ich. Muß es überraschen, daß man sich in diesem so oft getäuscht und ihn so spät entdeckt hat? Ach, wir haben ihn also endlich gefunden!*

*Man hält uns ein Urteil des Sokrates entgegen, das sich nicht auf die Gelehrten, sondern die Sophisten, nicht auf die Wissenschaften, sondern ihren möglichen Mißbrauch bezog. Was kann*

<sup>1</sup> Mir geht ein neuer Verteidigungsplan durch den Kopf, und ich verbitte mich nicht dafür, daß ich nicht doch eines Tages die Schwäche haben werde, ihn auszuführen. Diese Verteidigung soll nur aus Argumenten bestehen, die ich den Philosophen entleihe, woraus sich ergeben wird, sofern man ihre Gründe schlecht findet, daß sie allesamt Schwätzer waren, wie ich behaupte, oder daß ich gewonnenes Spiel habe, sofern man sie billigt.

derjenige mehr verlangen, der die Meinung vertritt, daß all unsere Wissenschaften bloß Mißbrauch und all unsere Gelehrten in Wahrheit nur Sophisten sind? Sokrates war das Haupt einer Sekte, die den Zweifel lehrte. Ich würde meine Verehrung für Sokrates um vieles verringern, wenn ich glaubte, er hätte den törichten Ehrgeiz besessen, ein Sektenführer sein zu wollen. Und er tadelt zu Recht den Hochmut derer, die behaupteten, alles zu wissen. Will sagen, den Hochmut aller Gelehrten. Die wahre Wissenschaft ist von solcher Annahmung weit entfernt. Richtig, jene schon, ich spreche aber von der unsrigen. Sokrates zeugt hier gegen sich selbst. Dies zu verstehen erscheint mir schwierig. Der Wissendste unter den Griechen schämte sich seines Unwissens nicht. Der Wissendste unter den Griechen wußte nichts, wie er selber bekannte; daraus schließe man auf die anderen. Die Wissenschaften haben ihren Ursprung also nicht in unseren Lastern. Dennach sind sie nicht alle aus dem menschlichen Hochmut hervorgegangen. Meine Ansicht hierzu habe ich bereits gesagt. Leeres Gerede, das nur vorerinnerten Geistes etwas vorzuspiegeln vermag. Darauf kann ich nichts antworten.

Ist von den Grenzen des Luxus die Rede, dann wird behauptet, daß man in dieser Frage nicht von der Vergangenheit auf die Gegenwart schließen dürfe. Als die Menschen nackt umherliefen, galt der erste, der Holzpanzinen trug, als Lüstling. Von Jahrhunderten zu Jahrhunderten hat man nicht aufgehört, wegen der Sittenverderbnis Alarm zu schlagen, ohne zu begreifen, was man damit sagen wollte.

Es stimmt, bisher wurde der Luxus, wiewohl er oftmals herrschte, doch zu allen Zeiten wenigstens als verhängnisvolle Quelle einer Unzahl von Übeln angesehen. Es blieb Herrn Melon vorbehalten, als erster das Gift einer Lehre verbreitet zu haben, deren Neuhet ihm mehr Parteigänger verschaffte als die Solidität seiner Argumente. Ich fürchte mich nicht, in meinem Jahrhundert als einziger die abscheulichen Maximen zu bekämpfen, die nur darauf abzielen, die Tugend zu erniedrigen und zu zerstören, Reiche und Elende, was immer bedeutet: böse Menschen hervorbringen.

Man glaubt, mich in arge Verlegenheit zu bringen, indem man

mich fragt, bis zu welchem Punkt der Luxus eingeschränkt werden muß. Meine Meinung ist, daß es ihn überhaupt nicht geben darf. Alles, was über das von Natur aus Notwendige hinausgeht, führt zum Übel. Die Natur verleiht uns nur allzu viele Bedürfnisse, und es ist zumindest höchst unvorsichtig, sie ohne Not zu vervielfältigen und dergestalt seine Seele in größere Abhängigkeit zu bringen. Nicht von ungefähr hat Sokrates, als er die Auslage eines Ladens betrachtete, sich beglückwünscht, mit alledem nichts anfangen zu können. Man darf eins zu hundert wetten, daß der erste, der Holzschuhe trug, sträflich handelte, es sei denn, er hatte irgendein Fußbleiden. Was uns betrifft, so sind wir allzusehr gezwungen, Schuhe zu besitzen, damit man uns den Besitz von Tugend nicht abspricht.

Ich habe schon anderswo gesagt, daß ich nicht vorschlage, die bestehende Gesellschaft umzustürzen, die Bibliotheken und alle Bücher zu verbrennen, die Kollegs und Akademien zu zerstören; und hier muß ich hinzufügen, daß ich nicht vorschlage, die Menschen dazu zu bringen, sich mit dem schlicht Notwendigen zu begnügen. Ich weiß wohl, daß man nicht den illusorischen Plan fassen kann, aus ihnen anständige Menschen zu machen, doch ich habe mich verpflichtet gefühlt, unverstellt die Wahrheit zu sagen, nach der man mich gefragt hat. Ich habe das Übel erkannt und versucht, seine Ursachen zu finden. Andere, die kühner oder wahnwitziger sind, mögen nach den Helmmitteln suchen.

Ich bin es nun müde und lege die Feder nieder, um sie in diesem viel zu langen Streit nicht wieder zu ergreifen. Ich nehme zur Kenntnis, daß eine große Zahl von Autoren<sup>1</sup> sich darin geübt

<sup>1</sup> Selbst in kritischen Blättern, die zur Unterhaltung der jungen Leute gedacht sind, erwiebs man mir die Ehre, sich meiner zu entsinnen. Ich habe sie nicht gelesen und werde es ganz bestimmt nicht tun, aber nichts hindert mich, sie in der Weise zu berücksichtigen, die sie verdienen, und ich bezweifle nicht, daß all das Geschriebene dort höchst ergötzlich ist.

Man versichert mir, daß Herr Gautier mir die Ehre einer Replik erwiebs, obgleich ich ihm gar nicht geantwortet und sogar meine Gründe dafür dargelegt habe. Offensichtlich findet Herr Gautier diese Gründe nicht gut, da er sich ja die Mühe macht, sie zurückzuweisen. Ich sehe wohl, daß man Herrn Gautier nachgeben muß, und ich bekenne gern, daß ich unrecht tat, ihm nicht zu antworten. So wären wir uns denn einig. Ich bedauere nur, daß ich meinen Fehler nicht gutmachen kann, denn leider ist keine Zeit mehr, auch würde niemand wissen, wovon ich eigentlich spreche.

hat, mich zu widerlegen. Es tut mir leid, daß ich nicht allen antworten kann, aber ich glaube, anhand derjenigen, die ich auswählte, bewiesen zu haben, daß es nicht Furcht ist, die mich hinsichtlich der anderen zurückschalt.

Ich habe versucht, ein Monument zu errichten, das seine Stärke und Haltbarkeit nicht der Kunst verdankt; allein die Wahrheit, der ich es geweiht habe, ist berechtigt, es unumstößlich zu machen. Und wenn ich nochmals Schläge gegen dieses Gebäude abwehre, dann mehr, um mir selbst die Ehre anzutun, es zu verteidigen, als um ihm eine Hilfe zu bringen, deren es nicht bedarf.

Es sei mir erlaubt, abschließend zu beteuern, daß allein die Liebe zur Menschheit und zur Tugend mich das Schweigen brechen ließ und daß die Bitterkeit meiner Schmähreden gegen die Laster, deren Zeuge ich bin, nur aus dem Schmerz erwächst, den sie mir einflößen, und aus dem brennenden Wunsch, die Menschen glücklicher zu sehen und vor allem würdiger, es zu sein.

BRIEF  
DES GENEFS JEAN-JAQUES ROUSSEAU  
ÜBER EINE ERNEUTE WIDERLEGUNG  
SEINER ABHANDLUNG DURCH EIN  
MITGLIED DER AKADEMIE ZU DIJON  
[NAMENS LECAT, CHIRURG IN ROUEN]

Soeben bin ich, mein Herr, einer Broschüre ansichtig geworden, die den Titel trägt: *Abhandlung, die den Preis der Akademie zu Dijon im Jahre 1750 gewann, gefolgt von der Widerlegung dieser Abhandlung durch ein Mitglied der Akademie zu Dijon, das ihre seine Stimme verweigerte*, und mir kam beim Durchblättern dieser Schritt der Gedanke, daß, statt sich zur Herausgabe meiner Abhandlung herbeizulassen, das Akademiemitglied, das ihr seine Stimme verweigerte, besser jene Arbeit hätte veröffentlichten sollen, der es seine Zustimmung gab; das wäre eine sehr gute Art gewesen, die meine zu widerlegen.

Hier ist also einer meiner Richter, der es nicht verschmäht, einer meiner Gegner zu werden, und der es ganz verkehrt findet, daß seine Kollegen mich mit dem Preis ehrten. Ich bekomme, daß auch ich selbst sehr erstaunt darüber war. Es war mein Bestreben, ihn zu verdienen, aber ich tat nichts, ihn zu erlangen. Obgleich ich übrigens weiß, daß Akademiemitglieder die Ansichten der Autoren, die sie auszeichnen, nicht übernehmen und daß der Preis nicht dem zuerkannt wird, von dem man glaubt, er habe die bessere Sache verteidigt, sondern demjenigen, der am besten gesprochen hat, und selbst in der Annahme, daß dies auf mich zutrefte, war ich weit entfernt, von einer Akademie jene Unparteilichkeit zu erwarten, die sich die Gelehrten durchaus nicht immer angelegen sein lassen, wenn es um ihre Interessen geht.

Wenn ich auch von der Gerechtigkeit meiner Richter überrascht war, so hat mich, offen gestanden, die Taktlosigkeit meiner Gegner nicht weniger verblüfft. Wie wagen sie es, in aller Öffentlichkeit ihre Verstimmung über die mir zuteil gewordene Ehre